

er schlachtete die jungen Hiegen und erlegte den tollden Wolf, der seine Herden bedrohte.

Als er einst am frühen Morgen in den Wald zog, um Bäume zu fällen, erblühte er plötzlich, von der Arbeit aufgewand, eine süße, junge Gestalt. Bartas Schiebergewand floß um sie; still und lautlos stand sie vor ihm und sah ihn aus leuchtenden, blauen Augen an. Und eine Stimme in seiner Brust rief: „Siehe, da ist eine holde Gefährtin, nimm sie zu dir, laß sie wohnen in deiner Hütte; sie soll deine Arbeit versehen mit freudlichem Wort und zarter Beistand; ihr Fleiß wird dein Haus bereichern; du wirst für sie sorgen, sie wird dich lieben!“

Der Jüngling stand wie betäubt und strakte den Arm nach der hellen Gestalt aus. Aber plötzlich ließ er ihn sinken und sprach:

„Nach kann ich dich nicht hingeben; warte, bis die Saat in goldene Halme schießt, bis ich geerntet habe, bis das Vieh groß ist und zahlreich; dann komm zu mir, dann habe ich Zeit für dich und süße Ruhe, dann kein mein! Willst du?“

Das Mädchen antwortete nicht. Ein leiser Seufzer klang durch die Luft wie Rauschen der Blätter im Winde, aber es rührte sich kein Ast; und als er sich umwandte, zu forschen, woher der seltsame Ton kam, da war die Gestalt verschwunden. Von ferne klangen es durch die Baumstämme wie weißes Schiebergewand, doch als er hinsah, war es der Morgenebel, der um die Bäume wallte. Er untersuchte die Stelle, wo die kleinen Füße gestanden hatten, doch fand er nur die Fährte eines Viehes, kaum erkennbar im Boden eingedrückt.

Am nächsten Tage arbeitete er noch viel härter und schwerer als sonst und fand doch in der Nacht keine Ruhe.

Und es rollten Tage und Wochen vorüber. Dieser neigten sich die Weiden von der Saft der goldenen Körner; über den gelben Feldern ätzte die heiße schwere Luft. Die Sonne brütete über der schattenlosen Ebene, und doch galt es jetzt gerade dort zu schaffen. Der Viehhandl vergrößerte sich; der junge Mann haute zu neuen Hausen Ställe und Scheunen, er reichte das duffende Heu zu Haufen zusammen und schaffte es nach Hause. Die Sommerhitze brüdete sein Antlitz, die harte Arbeit häßte seine Muskeln; es schien, als hätte ihn dieser Sommer zum Mann gereift.

Eines Nachmittags rastete er am Rande des Feldes, mit glühendem Gesicht und nackten Armen. Er bückte sich zu der kleinen Quelle nieder und trank. Dann besaß ihn eine schwere Müdigkeit, er schloß die Augen, und als er sie wieder aufschloß, sah er zwischen den Weiden ein schönes Weib stehen. Dunkle Locken umspielten ein volles, blühendes Gesicht; aus ihm leuchtete ein helles, dunkles Augenpaar, dessen Blick den Aufsehenden fast erschreckte. Und mit leiser, weicher Stimme sprach sie: „Für wen arbeitest du, einzamer Mann? Bist du ein Mann? Bist du ein Mann? Hast du kein Weib, keine Kinder?“

Er blühte dem Weib ins Auge und heißes Verlangen überkam ihn. „Sei mein, schönes Weib! Ja, ich fühle mich einsam in meinem Reichthum! Aber nur ganz kurze Zeit warte noch, erst muß die Ernte vorüber sein, die Scheune gefüllt, das Haus noch fester gemauert für den Winter.“

Aber das Weib schüttelte traurig den Kopf. Da sprang er auf, sie an sich zu reißen; aber er saß in leere Luft; und als er um sich sah, stand ein schweres Gewitter am Himmel, Blitze zuckten durch graublau Wolken, und in Wäldern krachte der Regen auf das dürrende Feld.

Der Herbst brachte die reichste Ernte. Die Obstbäume wollten beechen unter der Last der süßen Früchte; der Mann schüttelte die Scheuern bis unter das Dach, er legte köstliches Obst in langen Reihen auf den Boden, simmerte Haus und Stall fester und sah, wie stark und schön sein Vieh war.

Da stand er an einem Spätherbstabend vor der Thür seiner Hütte und rief in die dämmende Nebelluft hinaus: „O komm nun zu mir, o Weib! Ich bin bereit, dich zu empfangen, mein Herz sehnt sich nach einem lieben Antlitz und milden Worten; Reichtum und Ueberfluß herrscht bei mir, aber mir ist einsam inmitten meiner Schätze, und der öde, dunkle Winter naht!“

Aber nur das Echo antwortete ihm aus dem Talen, kalten Wald; vor seine Füße wirkelten rote und gelbe Blätter, und eines fiel vom Baum herab auf seine Brust; Nebel zogen hin und her um die Spitzen der nahen Hügel, und vom Walde kam mit leisen, zögernden Schritten die Nacht heran. Da legte der Mann sein Haupt hin und weinte.

Bunte Zeitung.

Hartkebens „Freund.“ Er war anlässlich einer kaffeeartigen Aufführung von Hartkebens „Mosenmontag“ in Breslau, der Otto Erich mit einigen Intimen bezuwöhnen gedachte. Dabei kam es zu folgendem hübschen Zwischenfall, den Ellen Bier im „Frankfurter General-Anzeiger“ aus ihren Erinnerungen an Hartleben wieder erzählt. „Am 1. Oktober“, so berichtet sie, „lag dem Theater gerade gegenüber. Es beand sich in schweizerischen Händen und wurde von den durchreisenden Deutschen frequentiert. Als wir zum Essen hinuntergingen, war noch ein Gast außer uns anwesend — ein Deutscher. Der Wirt, der seine Gäste eigenhändig bediente, erzählte uns wichtig, daß wir nicht versäumen dürften, heute Abend ins Theater zu gehen — es sei eine preisgekrönte Arbeit, von einem „Jedoch.“ Otto Erich ließ sich ruhig erzählen und meinte: „So — meinen Sie — lohnt sich?“ Aber bevor der Wirt noch antworten konnte, fiel der Fremde ein: „Jawohl, mein Herr, ich kann es Ihnen dringend empfehlen, es ist das Beste, was ich in Deutschland — eine Operette. Ein Freund von mir hat sie geschrieben.“

„Reizend“, sagte Otto Erich, „aber ich bin nicht interessiert nach weiterem fragen. Und der ahnungslosste unglückliche Deutsche ging daraufhin an, loszugehen wie — na, wie eben ein solcher.“ So erzählte Otto Erich, daß er mit dem Herrn in München studiert habe, und dieses ihn sehr liebverdienend von sich. Dann war's Zeit zum Aufbruch, die Vorstellung begann. Otto Erich verabschiedete sich von dem Reisenden verbindlich und tadelnd: „Mein Herr, ich danke Ihnen vielmals für die Aufmerksamkeit über mein bisheriges Leben! Vieles war mir äußerst interessant, zum Beispiel, daß ich je in München studiert habe — aber, wie gesagt, ich danke Ihnen.“ Das Gesicht des Armen war unbeschreiblich — er sank in sich zusammen und — ward nicht mehr gesehen.“

Troßki, der Ritter von Petersburg. Ein ehemaliger Offizier der zaristischen Armee erzählt in dem „Times“ eine Episode, die die vor nichts zurückweichende Entschlossenheit des Kriegskommissars Troßki in sehr scharfer Beleuchtung zeigt. Es war in der Zeit der Dinesien des General Rudenitsch, der bereits bis auf dreißig Kilometer in die Nähe von Petersburg gekommen war. Der Oberbefehlshaber Sinowjew hatte vollständig den Kopf verloren und sprach bereits davon, die Stadt zu räumen. In diesem kritischen Augenblick hatte sich Troßki für die Rettung der Stadt unter der Bedingung verpflichtet, daß ihm vollständig freie Hand gelassen würde. Sinowjew wurde daraufhin kaltgestellt, und Troßki traf die Vorbereitungen für einen blitzschnellen Massenvortuch, der in der Frühe des nächsten Tages einsetzen sollte und den Zweck hatte, die flüchtigen Rudenitschs aufzurollen. Auf dem Bahnhof fanden 26 Truppenezüge, die aus Moskau angekommen waren. Troßki befahl, sie auf ein Nebengleis zu überführen, von dem aus die Truppen in der Nacht zum Angriff beordert werden sollten. Sein Generalfeldmarschall aber, ein Offizier des alten Regimes, erklärte die Sache für unmöglich. „Unmöglich?“ sagte Troßki kühl, „wenn innerhalb einer halben Stunde die diesbezüglichen Befehle nicht erteilt und die Bewegung nicht in Gang gebracht ist, so werde ich den ganzen Generalfeldmarschall einschließlich seiner wertigen Person, erschlagen lassen.“

Rätsellese.

Telegrammrätsel.
.....
.....
.....

In Stelle der Entsch und Punkte sind Konsonanten und Vokale zu setzen, so daß Wörter entstehen, welche bedeuten:
1. Bergart, 2. männlicher Name, 3. Berg, 4. landwirtschaftliches Gerät, 5. Räuber, 6. englisches Kolonialrecht, 7. deutscher Dichter, 8. Reiterstück, 9. Schwimmspiel, 10. Waffe, die Anhangsbedeutungen der Wörter bezeichnen eine in letzter Zeit vielgenannte französische Stadt.

Auslösung des Sprichworträtsels.
„Wer schläft schlaf nicht.“

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 198 Sonntag, den 5. September 1920

Phinele.

Roman von
Ludwig Hofmann.

(Nachdruck verboten).

1.
Phinele Leitenerberger flog auf dem Körnerweg zum Grimmenstein hinauf.

Es gab zwei Wege zum Grimmenstein. In langweiligen Zickzacklinien überwand der eine den steilen Aufsteig bis zur halben Höhe. Dann hatte man's hübsig bequem, denn oben traf man auf die Fahrstraße, die gemächlich und unständlich den Rest der Höhe überwand. Hier gingen die meisten Touristen, die dem Grimmenstein den pilgerischen Besuch abstatteten. Hier schlichen auch die bequemen Leute höher hinauf, die den Anstrengungen scheuten und an jeder Weghöhe auf einer Bank Platz machten. Eins hatte man den massigen Berggipfel, aus dem der Grimmenstein gegen die Erde hin vorstrahlte; rechts sah man über alle in das offene Tal und auf die Berge, die jenseits der Erde das „böhmische Paradies“ gegen den Horizont hin abgrenzten.

Der Körnerweg aber hatte was an sich von dem kühnen, frohlichen Wesen des Helden, nach dem er den Namen trug. Gleich hinter dem Dorfe Grimmenstein flog er sel durch den mächtig aufsteigenden Hochwald empor. Gewaltige Felsbrocken lagen überall am Wege, und man brauchte gesunde, starke Arme, um ohne Erschöpfung mit allen Hindernissen fertig zu werden. Das war die Höhe und große Freude, die man sich schon hart an dem Weg heran, und hatte man auch nur dreißig Schritte auf den Wege höherwärts gemacht, so trat man auch schon mitten in köstlicher Waldschönheit und wildromantischer Schönheit. Und das gehörte nun zu den besonderen Vorzügen dieses Weges, daß man nicht auf Schritt und Tritt die Weiden sehen mußte, aus der man kam. Erst auf halber Höhe, unter ein paar alte Eichen mit breit ausladenden Ästen stand eine Bank, und von hier aus hatte man dann durch einen schmalen Ausschnitt und über wogende, grüne Wipfel hinweg einen mächtigen schönen Ausblick in das gesamte Tal und die Berge und die Höhen und Abhänge. Aber den rechten Sinn für die Schönheit dieses Ausblickes hatte, konnte dann ganz still und reifen lassen, konnte schauen und träumen und das Glück auskosten, das uns in Naturhöhe und Waldschönheit emig bereitet ist. Und noch eins, man begegne selten einem Menschen auf dem Körnerweg, und auch das war ein Vorzug. Geistesfrei war es aber doch, daß zwei sich trafen, dann saßen sie sich an — freundlich forschend und still vertraulich, und grüßten einander: vielleicht mit lautem, frohem Wiedergruß, sicherlich aber mit warmen, guten Worten. Die hier auf dem stillen, mühsamen Waldpfad sich trafen, waren einander vertraut und sie wußten das, auch wenn sie sich nie zuvor gesehen und nie ein Wort miteinander gesprochen hatten. Also über den Körnerweg flog Phinele hinauf. Sie hatte den Weg immer lieb gehabt, und oft war sie im wilden Nadelwald der jungen Straße hinaufgestiegen, klopfernd, springend und jagend bis zur Atemlosigkeit, um dann lachend, mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen seinen zu bleiben, um Kraft zu neuem Ansturm zu sammeln.

Heute ging sie langsam, mit schweren, müden Schritten und hängenden Gliedern. Das junge Gesichtchen war totenblau, und die vom Weinen geröteten Augen sahen verloren und leer in die Waldtränke ringsum. Heute hatte nicht die Schönheit des Weges sie verlockt: nun wollte sie nur allein

sich und keinem Menschen begegnen. Dann war's auch ein Abschiednehmen; vom Wald, den sie so sehr geliebt hatte, und vom Leben. Jeder Schritt voran ließ ein Stücklein Welt, ein Stücklein Erinnerung versinken, und oben auf dem Grimmenstein sollte dann die Welt den letzten Schiedegrüß empfangen.

Phinele wollte nämlich sterben. Oder nein: eigentlich wollte sie ja gar nicht — sie wußte nur, und sie wurde gar nicht fertig damit, sich selbst in der harten Notwendigkeit willen zu benehmen. Viel er hin mel, wie schön war ihr Leben doch gewesen! Phinele hatte ein reiches, sonniges Kinderleben in der Gut der sorglichsten Mutterliebe genossen. Was an Reizen der Kraft, der Freude und Schönheit aus Licht gewollt, das hatte sie auch frei empfangen. Und Phinele war nicht nur für ihre Umgebung wie die Sonne gewesen — auch auf sie selbst war das Leben mit farbengelebten Wogen eingestürzt, und sie hatte lachend und jubelnd zu tun gehabt, mit all der süßen Not fertig zu werden.

Phinele hatte eine herrliche Heimat. Mitten im böhmischen Bergland ein stilles, weites Haus, in dem taufend Gemüthlichen ihre Zauberei umarmten. Rund um das Haus schoben sich die Bäume eines uralten Parkes wie grüne Hügel gegen die Nachbarschaft und vor allem gegen die angrenzenden industriellen Anlagen zusammen. Nur nach der Erde hin blieb der Ausblick frei. Hier schloß ein sanftes Gellenger über den Park ab, und eine breite Freitreppe führte zum Hügel hinauf, wo ein paar Bäume für Phinele und ihre Mutter bereit lagen.

„Ach, diese Fahrten auf der Erde! In der sinkenden Sonne, wenn der Wind oben auf den Bergen lag und funkelnde Lichter den Strom vergoldete! Manchmal nahm Phinele ihre Geige mit, und wenn die süßen Töne in der Abendstille über das Wasser schwebten, konnte die Mutter ergriffen laufen, und dann trübte sie das Blut nur ganz leise und behutsam gegen die Strömung an, oder sie ließ es auch freiliegen und dann war es köstlich, wenn die anhängenden Wellen träumerisch tönd in die Luft hineinplauderten. Oder Phinele fuhr auch in den frühen Morgen hinein, wenn die Wälder dampften und Nebelschichten in den Bergwäldern hingen. Dann ward sie sich mit ihm ein winziges Schiffslein gefügt zwisch den mächtigen Schlepplügen, den schlanken Salondampfern und den wäsenden eisbespannten Motorbooten hindurch, und es war eine Lust, mit allen Schwierigkeiten fertig zu werden und alle die Leute an den Schiffen auszulachen. So war Herrin und Königin, hier und überall. Denn ihr gehörte diese ganze Welt: die Berge, der Strom, die Wälder und Gänge, und selbst die ferne Stadt, die mit Dunst und Qualm alle Schönheit dieser Welt erdrücken wollte und doch ernstlich nichts darüber vermochte. Herrin und Königin war sie und konnte tun und lassen, was ihr beliebte.“

Sie und ihr Mutterlein, ihr einziges, goldenes, Phinele hatte natürlich auch Freundinnen, viele Jäger. Sie konnte auch die Mütter dieser Freundinnen, aber sie wie ihre Mutter war nicht darunter — die hatte der liebe Gott wohl nur ein einziges Mal gegeben. Schon der Name, der so fremd klang in böhmischen Tönen: Gertrude. Den konnte man ganz langsam immer vor sich hinhängen, und das war dann wie Musik; einheimisch, tönd, so lind und weich und doch auch wieder fester und stark. Die Mutter stammte drüben aus dem Neckar, aus Pfirsichland, das da oben irgendwo ans Meer grenzte. Sie war groß und schön, mit wunderbaren Augen. Phinele fand, diese Augen seien an ihrer schönen Mutter das Allerhöchste. Und Mutterlein hatte immer nur für ihr Kind gelebt, seit der Vater tot war — und das war schon sehr, sehr lange her. Sie war für Phinele die liebste Spielgefährtin,



die beste Freundin und die ärgste Beraterin. Phinee und Frau Gerlinde gehörten ein- und demselben Mann natürlich auch immer beieinander bleiben. Phinee legte, daß das allerdings nur mit Tyem möglich war, und so entschloß sie sich denn, nie zu heiraten, um nur ja nicht von der Mutter fortgehen zu müssen.

Und nun wollte sie sterben, denn ihre ganze, strahlende Welt war unipflichtig verloren. Frau Gerlinde wollte wieder heiraten! Man denke: Phinee hatte sogar auf den Gedanken an eine Ehe verzichtet! Sie war doch nun bald schon achtzehn; aber wenn ihr einmal ein junger Mann gefallen wollte, dann hatte sie stets das unruhig klopfende Herz zur Stütze verwiesen, weil sie der Mutter unmöglich die angelobte Treue brechen konnte.

Nun dachte die Mutter selbst daran, einen Mann ins Haus zu nehmen! Die Mutter brachte es fertig, ihre Phinee einseitig zur Seite zu schieben und einen wildfremden Mann lieber zu haben, als ihr Kind! Damit aber wurde Phinee alles genommen, was in ihrem jungen Leben Liebe, Glück, Glanz und Schönheit gewesen war. Gewiß, die Mutter halte mit ihr gesprochen, und Phinee war anfangs ganz lauter gewesen, aber es trug sich das furchtbare Erbrechen. Aber es lag nicht an Phinee konnte ihren Willen nicht teilen. Die Mutter und mit ihr die Heirat gehörte ihr entweder allein, oder sie gehörte ihr gar nicht. Ein Mittelweg gab es nicht, und da Frau Gerlinde mit ruhiger Selbstverständlichkeit daran ging, das Haus für den zukünftigen Gatten herzurichten, so war der Fall eben entschieden: Phinee mußte fort. Anderswo in der Welt aber hätte sie doch nicht leben können, ganz abgesehen davon, daß es eigentlich gar niemand gab, bei dem sie hätte leben können. Und so blieb eben gar nichts anderes übrig: Phinee mußte sterben.

Siebzehn Jahre spielen mit dem Gedanken an den Tod, wie Kinder mit dem Feuer. Siebzehn Jahre können sterben vor Wonne und Glück, können leben im Lachen und im kindlichen Erschrecken, weil eben alle Empfindungen und alle Begierde in der Ueberzeugung der jungen Frau und in den traumhaften Vorstellungen vom wirklichen Leben weit über alles vernünftige Maß hinaus gestiegen sind. Aber Phinee spielte nicht nur mit dem Gedanken an den Tod: ihr war es bitter ernst mit ihrer Pflicht, und sie kam sich doch groß dabei vor. Vor kurzen eilt sie hin in der Stadt ein Stück gesehen, das heißt die „Siebzehnjährigen“. Das war riesig interessant gewesen. Da war ein junger Mensch, der seinen Vater vergaltete. Und als dieser Vater einmal etwas tun wollte, was schief gehen würde, und als der Sohn gar keine Möglichkeit mehr sah, das zu verhindern, da erschloß er sich, der Vater fand ihn, und dann konnte er das Unrecht nicht mehr tun, zu dem er schon auf dem Wege gewesen war.

Daran mußte Phinee immer denken, und es erschien ihr groß, ganz dasselbe zu tun, was der junge Mann in dem Stück getan hatte. Denn davon war Phinee fest überzeugt, daß die Mutter mit dem fremden Manne nur sehr unglücklich werden konnte. Und wenn Phinee nun starb und wenn die Mutter ganz genau wußte: das ist geschähen, weil du heiraten wolltest, dann konnte sie doch den Mut zu der neuen Ehe gar nicht mehr finden. Das ganze Denken und Empfinden des Mädchens bewegte sich in dieser Richtung; die Bezeichnung dieser Schlussfolgerung und die vielen Einwendungen, die sich vom Standpunkt der Vernunft aus erheben ließen, konnte ihr niemand klar machen, weil sie eben ganz allein mit ihrem Geist und mit ihrem Voratz fertig werden mußte. War das logische Denken ausgefaßelt, so arbeitete dafür die Phantasie um so lebhafter. Phinee machte sich aus, was sie sein würde, wenn sie tot war. Erst würden die Leute natürlich sehr erschrecken, wenn sie hörten, und gar nicht glauben können, daß das nun wirklich wahr sei; dann aber, wenn sie's glauben müßten, würde sie sehr weinen, und ihre Freundinnen würden viele Blumen bringen. Leute weißte. Auch in der Zeitung würde es heißen: „Tödlicher Unfall.“ Denn wie ein Unfall mußte das Ganze natürlich aussehen. Also: Tödlicher Unfall. Auf dem Grimenstein hat sich gehen als ein für dieser Unfall geeignet, dem leider ein blühendes junges Menschenleben zum Opfer gefallen ist.“ Phinee konnte nicht anders: sie mußte selbst ein Fischen weinen über das blühende junge Leben, das dann verloren sein würde. Und dann sah sie ganz deutlich vor sich,

was dann weiter in dem Blatt zu lesen war: Fräulein Josephine Leitenberger ist abends vom Grimenstein in die Erde gestürzt und dort ertrunken.

Dahin würde sie dann ganz still liegen, wunderbar weiß gefärbet, und ganz unter Blumen. Die Mutter würde weislich weinen. Die Leute würden kommen, würden sie anjehen, allerlei Mäntel und gar nicht begreifen können, wie das hätte geschehen können. Eigentlich wars ja bumm, daß man nicht doch ein bißchen hinhinfordern und hören konnte, was denn die Leute alles sagten. Das war überhaupt das Alleronderbarste, daß man dann auf einmal gar nichts mehr hören und wissen sollte. So recht konnte Phinee das gar nicht glauben, und sie hatte jedenfalls die geheime Hoffnung, daß man vielleicht doch ganz leise die Klagen ein bißchen aufmachen und ein wenig hören konnte. Das mußte doch sehr lustig sein, wenn die Leute alle weinten und gar nicht merkten, wie sie beobachtet und belauscht wurden. . . .

Jetzt, während Phinee über den Körnerweg hinausstieg, war sie auf dem Wege zum Tode. Dahin hatte sie einen Brief hinterlassen, für die Mutter. Denn die Mutter hätte durfte an einen Unfall nicht glauben, wenn nicht das ganze Opfer umsonst gebracht sein sollte. In einem halben Stündchen war Phinee oben auf dem Grimenstein, und dann war auch gleich alles vorüber. Und wenn dann die Mutter kam und sie zu retten suchte — aber nein, daran konnte sie doch nicht denken. Wenn sie sich den Schmerz der Mutter so recht vorstellte, dann konnte sie am Ende gar nicht sterben, und das mußte sie nun doch.

Der Weg machte sie heute entschuldig müde. Auf dem Zeitpunkt unter den Eichen wollte sie noch ein paar Minuten ruhen und noch einmal die Aussicht genießen. Eigentlich gehörte das doch auch zum Abschiednehmen, und auf ein paar Minuten kam's nicht an — sie hatte ja nichts mehr zu veräumen.

Aber als sie dann bei den Eichen anlangte, war die Bank nicht leer. Da saß ein älterer Herr im grauen Schrod, mit einem freundlichen, hartlosen Gesicht, um das sich das angegraute Haar in dichten Wellen legte. Er hatte die Hände über dem Schoß gefaltet, und so hatte er wohl in die stille Landschaft hinausgesehen, so lange er allein gewesen war. Nun sah er neugierig und schließlich auch ein wenig erschrocken in das blaue, verlorne Gesicht des Mädchens.

Phinee stand ein paar Augenblicke ungeschlüssig in hilflosen. „H. Lieber Gott, sie war“ so frohlich müde, und sie hatte so ein Verlangen geschaut, von dem lieben Mädchen Abschied zu nehmen. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß der Platz etwa nicht frei sein könnte war ihr gar nicht gekommen, und nun wurde sie mit der weichen Enttäuschung nicht gleich fertig.

Der Herr griff nach dem dritten, grauen Schlapphut, der neben ihm auf der Bank lag, und er rüde gefällig zur Seite. Dabei sah er Phinee aus großen guten Augen an mit der stummen Aufforderung, ruhig Platz zu nehmen.

Aber Phinee wandte sich mit einer stutzartigen Bewegung wieder gegen den aufsteigenden Berg. Dabei kamen ihr wieder unbewußt die Tränen, und bei den ersten Schritten taumelte sie ein wenig.

Nun sprang der Herr auf. „Verzeihung, mein Fräulein — aber es würde mir leid tun, wenn ich Sie verdrängen sollte. Ich sehe schon fast eine Stunde hier und träume in den linden Abend hinein. Es wird ohnehin Zeit, hinab zu gehen, denn ich will noch bei Tage nach Ostburg hinüber. Sie sind erschöpft. Nehmen Sie ruhig Platz — ich gehe schon.“

Phinee hörte gar nicht hin. Sie hastete über den schwinrigen Weg empor, und dabei klopfte ihr das Herz bis zum Hals hinauf in einer Angst, für die sie keine Erklärung hatte.

Der Herr sah ihr ein paar Augenblicke überlegend nach, dann schloß er entschlossen den Hut auf den Kopf und nahm mit ruhigen, sicheren Schritten ebenfalls wieder der Weg nach oben.

Fortsetzung folgt.

Der Brief.

Von
Dr. Straß.

(Nachdruck verboten.)

Es ist Karneval. Jeden Abend erstrahlt der Marktplatz in hellem Lichte, und jeden Abend drängt sich zwischen Roggenplatz und Marktsirghe die lachende, schwaubende, fröhliche Menge in bunten Mänteln. Und jeden Abend, wenn die beiden Männer auf dem Glodenturm mit ihren Hämern die erste Stunde schlagen, erhebt sich Guletta und tanzt. Die geheimnisvolle Tänzerin ist die Senation des heurigen Karnevals, das Tagesgespräch der Stadt. Wer mag sie sein? Täglich erhebt sie in neuem Gewande, bald als Schmetterling, bald als leuchtende Tänzerin. Alle sind entzückt von ihr, die jungen Leute träumen von dem schlanken Leib, der sich leicht und doch feurig im Tanze wagt. Aber niemand kennt sie. Eine dicke Maske verhüllt ihr Gesicht, und kein so geheimnisvoll, wie sie ausgetaucht ist, weiß sie zu verschwinden.

Nur einer weiß, wer die Tänzerin ist, aber dieser eine schweigt, wie das Grab. Lieber liege er sich die Zunge abschneiden, als daß er das Geheimnis verräte. Es ist ihm schwer genug angekommen, ihr die Teilnahme am Karneval zu erlauben, ihr, seinem einzigen Kinde, dem letzten, was ihm geblieben, seinem Stolz und seiner Hoffnung. Aber er konnte ihren Willen nicht widerstehen. Sie hatte ja gar nichts vom Leben, seit sie den Balast am Canal grande hatten verlassen müssen und nun in einer dumpfen Mietwohnung im elendesten Viertel hausten, er, der zugrunde gegangene Patrizier, und sein Kind. Und dann, als sie sich in toller Jugendlust im Tanze drehte, als aller Augen an ihr haften und niemand auf die Umgebung achtete, war ihm der Gedanke gekommen: Wozu beschäme ich die Fingerfertigkeit, die ihm viel Weisfall eingebracht hatte, damals, als er noch der reiche Jakob gewesen und die Herren und schönen Damen ihm begeistert applaudierten, wenn er, um die Gesellschaft zu erheitern, seine Bauberkunftsstücke und Karicaturen produzierte?

Ja, die Karten, die elenden Karten! Sie waren kein Anblick! Sie hatten kein Vermögen verschlungen und den Balast am Canal grande und sie verschlangen auch jetzt die Ausbeute, welche er aus den Tischen der Reute saß, während ihre Augen bewundernd an Guletta hingen. Niemand ahnte einen Zusammenhang zwischen diesen Tischen, die die Karten und der Tänzerin, niemand, am wenigsten Guletta selbst. Sie war so glücklich, daß sie sich schänden und tanzen konnte und vor allem, daß sie jeden Abend „ih“ sah, ihn, den sie heimlich liebte, Franzesco. Für ihn schmückte sie sich, für ihn tanzte sie. Sie war zufrieden, wenn sie sah, daß er in der vordersten Reihe der Zuschauer stand und daß seine Augen mit Bewunderung an ihr hingen. Sie glaubte, niemand ohne ihr Geheimnis. Aber Jakob kannte es. Wenn es auch schon lange her war, er hatte die Zeiten doch nicht vergessen, wo die Herzen schöner Frauen auch ihm entgegengeklagen, wo ihre Augen ihn gesucht hatten, so wie jetzt Guletta's Augen Franzesco suchten. Und er schür sich's zu, sie sollte ihn haben, ihren Franzesco, wenn nur erst einmal die verfluchten Karten zu seinen Gunsten fielen, wenn ihm der große Schlag gelang, wenn er wieder der reiche Jakob war. Dann würde er hintreten vor Franzesco und ihm sagen: „Ich gebe dir mein Kind zum Weibe.“ Und mußte Franzesco sich nicht geehrt fühlen, war nicht sein, Jakob's, Geschlecht viel älter und vornehmer? War nicht Guletta das schönste Mädchen von Venedig?

Der Augenblick kam, früher als er geglaubt. Freilich, die Karten bliesen hartnäckig, wollten nicht zu seinen Gunsten fallen. Aber er hatte einen andern Trumpf in der Tasche. Das war der Brief, den er eines Tages, zusammen mit dem Gelddiener, während Guletta's Tanz, erbeutet hatte. Es standen Dinge in dem Briefe, welche dem Schreiber ungeschicklich den Kopf schlugen, wenn Jakob das Briefchen ins Abwemmal warf oder persönlich zur Signora trug. Aber er tat es nicht, er ging lieber zu Franzesco. Ein guter Sohn überließ den Vater nicht dem Schwerte des Hinters. Und ein solcher Brief ist unter Umständen eine bessere Wagnis, als ein Eck und Dufaten.

So wurde Guletta die Braut Franzesco's. Sie wohnt jetzt nicht mehr im Armenviertel, sondern in einer kleinen Villa, die Franzesco ihnen zur Verfügung gestellt hatte. Guletta war glücklich. Sie merkte es gar nicht, wie fast

Franzesco zu ihr war. Sie war so einfach aufgewachsen, sie kannte die Art der Männer nicht, sie glaubte, es müsse so sein. Warum hätte er sie sonst gewählt, sie, die Tochter des verarmten Adligen?

Eines Tages aber erfuhr sie die Wahrheit. Hatte Jakob eine Andeutung gemacht, vielleicht aus dem Schlafe gesprochen, wie er zu tun pflegte? Oder hatte Franzesco etwas geäußert, oder hatte ihr die geschwätzhafte Gama etwas angetragen, eine halbe Wahrheit, zu der sie die andere Hälfte sich dazu reimte. In dieser Nacht schlief sie nicht sie lag in ihrem Bett und überlegte. Was der Morgen brachte, wußte sie, was sie zu tun hatte.

Sie trat zu dem Vater ins Zimmer. „Gib mir den Brief“, sagte sie ohne jede Einleitung.

Er starrte sie entsetzt an. „Woher weißt du . . . ?“

„Das ist gleichgültig. Gib mir den Brief!“

„Niemand, er ist unser Schatz, ist das Baubermännchen, welches uns Gold und Glück ins Haus bringt.“

„Gib mir den Brief — oder —“ Sie riß das Kleid auf, schwang in der Rechten einen Dolch und legte ihn an die Brust. Er hielt das für einen Scherz und lachte.

Da drückte sie an, nicht zu tief, aber doch so weit, daß die Spitze ins Fleisch drang und das rote Blut über die weiße Haut hinabrannte. Da war er besorgt.

Eine Stunde später fand sie vor Franzesco's Vater. „Ich bringe euch den Brief, Herr.“

„Wie soll ich es dir danken?“ sagte er, außer sich vor Freude.

„Aber ihr mir glaubt, daß ich nicht davon wußte. Und für euren Sohn habe ich auch etwas mitgebracht, das hier.“ Sie legte den Verlobungsring auf den Tisch. Stolz wie eine Königin schritt sie hinaus.

Noch am selben Abend vertiefte sie mit Jakob das Landhaus und wohnte wieder in den düsternen Stufen des Armenviertels.

Jakob begann zu trinken. Eines Morgens zogen sie seinen Leichnam aus dem Canal. War er im Rausche verunglückt oder hatte er sich selbst getötet? Die Frage konnte nie beantwortet werden. Am Tage des Leichenbegängnisses, am offenen Grabe, trat Franzesco's Vater an sie heran. „Tut mir die Ehre an, Signora, und laßt mich Vaterhilfe an euch vertreten. Kommt in mein Haus, als mein Kind, als meine Tochter.“

Sie schüttelte das Haupt. „Ich kann nicht. Ich kann nicht Franzesco's Schwester sein.“

„Aber mein Weib“, sagte Franzesco. „Mein Weib wird auch meines Vaters Kind. Ich liebe dich, weil du schön und mehr noch, weil du so mutig bist!“

Altes Märchen.

Von
Gaid Hiet.

(Nachdruck verboten.)

Der Frohtrieben harte's Geschlecht war nach dem Roden gezogen; noch einmal hatten die Grimmigen dem verlassenem Lande drohend die Faust nachgeschleudert, und da war der letzte Schnee auf die Knippen gefallen; aber höher und höher zog die Sonne am Himmel ihre Kreise, und aus den Büschen rief die Amsel, der kleine Bach erwachte aus dem Schlaf und wollte wieder über die Felsen, im Walde regte sich das Wild, und die ersten Vögel kamen und schwebten hoch in der Luft ob ihrem heimatischen Nest. Nur von fern leuchtete noch der Schnee auf den hohen Bergen in den blauen Himmel herab.

Vom Gebirge herüber lag ein junger Mann in der Blüte seines Lebens. Ein Mantel aus Tierfellen lag um seine Schultern; in der Hand trug er seine Waife, Pfeil und Bogen, am Gürtel hing die Axt. Im Sinn und Wange spröhte ihm harter Flaum. Er war schön. Sonst hätten sie ihn nicht dem Gotte geweiht. Ihn nicht angesehen als Weidhauer in die Fremde.

Am Rande des Waldes blieb er stehen und betrachtete das frühlingsgrängende Tal.

„Hier ist meine Stätte, mein heiliger Frühling! Hier will ich meine Hütte bauen und das Feld bestellen.“

Und von den fröhlichen Schallern warf er den Mantel ab.

Er füllte im Walde die jungen Bäume und stimmte sein Stockhaus fest und hart; er behaute im Schneise seines Angehöres das Feld und die Getreide. Den Farnen des Waldes heilte er nach und erlegte sie, er fing die zahmeren von ihnen ein und erdöhrte sie an sich und an sein Haus;